

## 2. Advent

Der Text für diesen Sonntag, wir haben es vorhin gehört, steht in den letzten Kapiteln des Jesajabuches. Über den Autor hat sich die alttestamentliche Wissenschaft den Kopf zerbrochen. Es ist fraglos ein anderer als der berühmte Prophet, dem wir die vertrauten Worte der Weihnachtszeit zuschreiben: „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht ... denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben. Und er heißt Wunder-Rat, Gold-Held, Ewig-Vater, Friedefürst...“

In unserem Text scheinen eher viele Stimmen durcheinanderzuklingen und allen steckt dieselbe Katastrophe in den Knochen: die Zerstörung des Tempels in Jerusalem, des Baukunst gewordenen Herzstücks des jüdischen Glaubens, die Verwüstung des verheißenen Landes und schließlich die Verschleppung der Menschen - es ist im Grunde ein Totalverlust. Nichts, überhaupt nichts, ist mehr wie es war und man wird den Gedanken ertragen lernen müssen, dass es auch nie wieder so sein wird.

Modern gesprochen könnte man sagen: die Menschen sind traumatisiert, die Infrastruktur des gesellschaftlichen und privaten Lebens liegt darnieder...

Parallelen springen uns an. Ich muss sie nicht ausmalen.

Nur einen Aspekt - unseren ureigensten - will ich vertiefen: das ist auch eine geistliche Krise, eine Glaubenskrise. Gott, von dem dachte, dass er nie mehr weit weg sein würde, der einen Bund versprochen und sein Volk in die Freiheit geführt hatte, der als Wolken- und Feuersäule mitgegangen war und seine Menschen verlässlich mit Nahrung und Regeln versorgt hatte - der hatte solche Katastrophe zugelassen. Wer wollte da nicht an ihm verzweifeln?

Und dazu kommt: In einer zutiefst befremdlichen Gegenwart funktionieren Formen und Rituale so ohne weiteres nicht mehr. Glaubenspraxis aus sich selbst zu schöpfen ist schwer. Einmal ausgelassen, verliert sich schneller als man denkt, was noch vor kurzem selbstverständlich war.

Und erst die Kinder - wie können die in etwas hineinwachsen, was nur noch in der Erinnerung da ist?

Wenn Rituale und Gemeinde fehlen, merken wir, dass innerlich und äußerlich Halt fehlt. Erst recht, wenn untendrunter Ratlosigkeit nagt: Wo ist der barmherzige gnädige Gott während sich eine humanitäre Katastrophe nach der anderen zusammenbraut. Ist er womöglich ein ganz Anderer, streng und hart? Und wie lange soll die Verstockung der Menschen denn noch immer schlimmer werden?

Wachstumswahnsinn, Entsolidarisierung, Kurzsichtigkeit - eigentlich kann man sich da nur noch heulend in eine dunkle Höhle verziehen und kapitulieren.

Aber nicht so die Stimmen des alten Textes.

Vielstimmig und kraftvoll erhebt sich die Klage.

Die Menschen finden sich nicht damit ab, dass Gott sich abgewendet haben könnte, dass er uns unserem selbstverschuldeten Elend überlässt, dass er uns leid sein könnte. Im Gegenteil: sie rufen und drängen, es ist eine regelrechte Volksklage:

„So schau nun vom Himmel und sieh herab von deiner heiligen, herrlichen Wohnung! Wo ist nun dein Eifer und deine Macht? Deine große, herzliche Barmherzigkeit hält sich hart gegen mich.“

Kein Zweifel daran, dass Gott ist.

Kein Zweifel daran, dass Herrlichkeit ihn umgibt.

Kein Zweifel, dass er der Adressat sein muss, wenn sich etwas bessern soll.

Aber die Verbindung ist abgerissen.

Er sieht uns nicht.

Gnade kann nur der erfahren, der wahrgenommen wird.

Barmherzigkeit erst recht.

Und auch Zorn.

Wer hier schreit, der fürchtet den abwesenden oder gleichgültigen Gott.

Wer hier ruft, der sehnt sich nach einer Reaktion.

Wer hier ruft, will Gott daran erinnern, dass er da ist:

„Du, Herr, bist unser Vater; »Unser Erlöser«, das ist von alters her dein Name.“ Es klingt wie eine Beschwörung: aus der Elternrolle kann man sich nicht verabschieden. Man kann sie ignorieren und bereuen - aber raus kommt man da nicht. Die Menschen, die hier rufen, habe eine tiefe Verlassenheitserfahrung gemacht. Das Land verloren, den Tempel, die Heimat, die Zukunft. Aber nicht Gott. Sie berufen sich auf ihn und drängen.

„Warum lässt du uns abirren von deinen Wegen und unser Herz verstocken, ... Wir sind geworden wie solche, über die du niemals herrschtest, wie Leute, über die dein Name nie genannt wurde.“

Erstaunlich: Hier sind es die Menschen, die dranbleiben an dem alten Bund, die Gott nicht lassen wollen. Es ist, als riefen sie ihm hinterher, weil sie wissen: Wenn Gott nicht mehr da ist, verstocken und verbittern die Herzen, verirren sich die Menschen. Man könnte es auch andersherum denken, dass Gott sich abwendet, weil Menschen hart und eigensinnig sind. Aber so klingt es hier nicht. Alle Not kommt daher, dass er sich in seine heiligen Himmel zurückgezogen hat. Deswegen gibt es auch keine Furcht vor einem strafenden zornigen Gott, davor was geschieht, wenn er hinsieht und hinhört. Ganz im Gegenteil: Das Bitten, Drängen und Rufen mündet in den eindrücklichen Worten:

„Ach dass du den Himmel zerrissest und führest herab, dass die Berge vor dir zerflößen, wie Feuer Reisig entzündet und wie Feuer Wasser sieden macht, dass dein Name kundwürde ... und die Völker vor dir zittern müssten, wenn du Furchtbares tust, das wir nicht erwarten ... Von alters her hat man es nicht vernommen, kein Ohr hat gehört, kein Auge hat gesehen einen Gott außer dir, der so wohl tut denen, die auf ihn harren.“

Egal, was dann passiert - Komm Gott! So viel Gewalt, Zusammenbruch und Durcheinander die Menschen erlebt haben mögen, es hindert sie nicht kosmische Dimensionen zu erleben, notfalls auch unerwartete Angst und Schrecken - Hauptsache: Gott kommt!

Ist das nicht halsbrecherisches Vertrauen?

Oder unbegreiflicher Mut und Tapferkeit.

Dietrich Bonhoeffer schrieb aus dem Gefängnis, mitten im Horror des Dritten Reiches: „Wer leistet sich heute noch eine wirkliche Sehnsucht?“ In der Tat: Wer leistet sich das und riskiert zu hoffen und sich wirklich zu sehnen!

„Ach, dass Du die Himmel zerrissest und führest herab!“

Herrlich – dieser altmodische Konjunktiv, Wunsch in reinsten Form!

Und tatsächlich: Advent. Der Himmel reißt auf. Gott kommt.

Aber so anders!

Nicht als der große Aufräumer und Wiederaufbauer, nicht als als kosmischer Zurechtbringer mit Machtwort und starker Hand. Ganz im Gegenteil: er kommt mitten hinein in das Unglück, liefert sich der menschengemachten Katastrophe aus, braucht uns um zu Überleben.

„Wir sind geworden wie solche, über die du niemals herrschtest, wie Leute, über die dein Name nie genannt wurde.“

So ist es. Darum kommt er so anders - leise, verletzlich, ohnmächtig. Aber er kommt!

Uns kann die Sehnsucht treiben, ihn zu suchen und so Wege aus der Gegenwart heraus zu finden.

